

# Zeitzeugeninterview

Themenkomplex: Entwicklung des Katastrophenschutzes

Aufnahmedatum: 12. März 2007, 10:15 Uhr

Aufzeichnungsort:

Privatwohnung des Zeitzeugen, 65428 Rüsselsch.-Bauschheim, Im Grundsee 38

Datum der Transkription: 28. März 2007

Interviewführer: Rolf Schamberger, Leiter Deutsches Feuerwehr-Museum Fulda

Zeitzeuge: Richard Stein, geb. 31.08.1926

Anmerkung: Richard Stein hat als 1955 gewählter Wehrführer der FF Rüsselsheim-Stadt am 12. September 1957 am ersten so genannten ›Katastrophen-Lehrgang‹ an der LFS Kassel teilgenommen.

RS:

Herr Stein, wir haben hier vor uns die Hessische Feuerwehrzeitung (HFZ) 1957, Heft 18 vom 25. September liegen, deren Titelseite überschrieben ist mit »Katastrophen-Lehrgang an der Landes-Feuerwehrschiele«. Das Titelbild zeigt eine Schwarzweißaufnahme, auf der gerade ein Floß zu Wasser gelassen wird; Bildunterschrift: »zu Wasser bringen des selbstgebauten Floßes«. Was können Sie uns nach Ihrer Erinnerung von diesem ersten Katastrophen-Lehrgang erzählen?

Stein:

Ich erinnere mich sehr gut daran, das war eine Aufgabe, die bei uns schon Anfang 1957 angelaufen war. Wir waren nämlich in Rüsselsheim bei einer großen Katastrophenschutzübung auf regionaler Ebene in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Roten Kreuz (DRK) beteiligt, das auch die Federführung hatte für diese Übung. Wir haben damals im gesamten Übungsablauf die Wasserversorgung mit Perrot-Rohren hergestellt, so dass – wie soll ich sagen – diese Katastrophenbekämpfungsgrundidee - besser wäre Katastrophenbewältigung - bereits in Rüsselsheim vorhanden war. Deswegen war es für mich als neuer Wehrführer, damals hieß es ja Kommandant bzw. Ortsbrandmeister – selbstverständlich, den Katastrophen-Lehrgang der Landesfeuerwehrschiele zu buchen und daran teilzunehmen, denn ich hatte ja 1955 in Rüsselsheim die Feuerwehr übernommen und wir hatten damals schon gewisse Vorstellungen, wie die Feuerwehr nach dem Krieg technisch ausgerüstet werden müsste. Denn nach dem Krieg hieß es allgemein von den ›Altvorderen‹: Was soll uns jetzt noch passieren? Wir haben 48 Kriegseinsätze bewältigt, was kann da noch kommen? Unser damaliger Ortsbrandmeister, gleichzeitig Kreisbrandinspektor Jakob Schrötewieser, der führte noch zu seiner Zeit – also vor 1955 – ich glaube, es war so um 1952, eine Großübung

zusammen mit den Feuerwehren im Nordteil des Kreises Groß-Gerau durch. Das Thema war wegen unserer Nähe zum Rhein-Main-Flughafen Frankfurt ›Flugzeugabsturz‹. Damals haben viele Leute gesagt: Jetzt fängt der an zu spinnen – Wie kann denn der von Flugzeugabsturz reden, der Krieg ist doch vorbei!

Zwei Jahre waren um und es lag ein Flugzeug zwischen Raunheim und Rüsselsheim; da waren dann alle Kritiker verstummt.

Auf dieser Gedankenlinie haben wir die Fortsetzung gewagt und so kam es zu meiner Teilnahme an diesem Lehrgang.

Ja, was sind die Erinnerungen? Wir waren alle handwerklich-technisch interessierte Leute, die Vorstellungen hatten, was die Feuerwehr im Katastrophenfall leisten können sollte. Dass wir damals überhaupt nicht die technischen Einrichtungen und Ausrüstungen hatten, war ja nach dem Krieg nichts Besonderes. Aber – es war ein Anfang und auf dem sollte dann auch weiter aufgebaut werden.

RS:

Sie haben verschiedentlich den Krieg angesprochen. Acht Jahre nach Kriegsende hat Präsident DFV Albert Bürger 1953 auf dem 1. Deutschen Nachkriegsfeuerwehrtag in Ulm den Luftschutz als eines der Schwerpunktthemen fokussiert; wenige Jahre später folgte auf einer Delegiertenversammlungen ein Referat ›Die Feuerwehren im Blickfeld der NATO‹. Wir wissen aus Notizen verschiedener Protokollbücher, dass die geplante Einbindung der Feuerwehren in den neu angedachten Zivilen Bevölkerungsschutz nicht immer gerne gesehen war, denn – wie Sie auch betont haben – war man im Laufe der letzten Kriegsjahre ausreichend mit Katastrophen schrecklichen Ausmaßes konfrontiert worden. Darf ich nach Ihren persönlichen Kriegs- und Katastrophenerfahrungen aus dieser Zeit fragen?

Stein:

Tja, da habe ich Einiges im Gedächtnis. Das ging schon los als Schüler, als gleich nach Kriegsbeginn hier in Rüsselsheim einmal eine Staffel Fieseler Störche [leichte Aufklärungsflugzeuge der Luftwaffe] kleine Bomben verloren hat. Die wollten die gar nicht abwerfen, die haben sie einfach verloren und die fielen in Rüsselsheim in ein Malergeschäft in den Hof hinein. Das war das erste Explosionsereignis dieser Art. Aber dann ging es ja gleich in den Folgejahren mit den Fliegerangriffen los. Da habe ich als Schüler schon Einiges mit gemacht. Ich erinnere mich besonders an eine Bombe, vielleicht war es auch eine Luftmine, und zwar ist die runter gegangen am Rüsselsheimer Volkshaus Das hatte einen hohen Turm mit einem Flachdach, auf dem ein Scheinwerfer der Flakartillerie stand, und den wollten die wohl treffen. 30 Meter daneben ist die Bombe in ein Wohnhaus gefallen, das war natürlich total dem Erdboden gleich. Als wir aufgeräumt haben – wir wussten ja von der Tätigkeit meines Vaters her – mein Vater war damals Luftschutzblockwart –, wo die Luftschutzkeller waren – da haben wir die Trümmer weggeräumt und waren plötzlich auf den Gehwegplatten des Hofes. Da haben wir gemerkt, dass der ganze Trümmerberg um drei Meter versetzt war. Im Luftschutzraum, fanden wir noch zwei Frauen, die sich auf dem Heimweg dorthin geflüchtet hatten. Sie hatten ihre Soldaten, die auf Urlaub waren, zuvor zum Bahnhof, der ja nicht weit entfernt war, gebracht – diese Soldaten, die waren noch nicht einmal in Frankfurt angekommen, da waren ihre Frauen schon tot. Ein Flaksoldat der Scheinwerferbesatzung war durch die Explosion des Generatortreibstoffes stark verkohlt und war nur noch halb so groß. Dies waren meine ersten einschneidenden Kriegseindrücke.

Anfangs 1943 wurde ich mit meinen Klassenkameraden Luftwaffenhelfer. Bei den schweren Angriffen 1944 auf die Opel-Werke war ich schon nicht mehr hier. Da war ich nach der Luftwaffenhelferzeit zum Arbeitsdienst eingezogen. Ich hatte mich als Offiziersbewerber zur Luftwaffe gemeldet und kam daher bei einer Musterung während meiner dreimonatigen Arbeitsdienstzeit um die SS rum. Dort hatten wir nämlich, angetreten in Reih und Glied, „Besuch“. Da kamen diese SS-Kerle und haben jeden einzelnen herrisch angesprochen: Sie sind groß, Sie kommen zur SS. Und als sie mich so ansprachen, habe ich gesagt: Nein, ich komme nicht zur SS, ich bin bereits als Offiziersbewerber für die Luftwaffe vorgemerkt und registriert. Da konnten sie mich, im Gegensatz zu Günter Grass, nicht kriegen.

RS:

Wie ging es dann weiter?

Stein:

Meine fliegerische Ausbildung habe ich an der LKS 2 (Luftkriegsschule) in Berlin absolviert, dort bin ich auch schon selbst Ausbildungsmaschinen geflogen. Nach Verlegung der LKS 2 zur LKS 10 in Straubing, später nach Cham in der Oberpfalz, sind wir mit dem Rest einer Fallschirmjägerdivision vereinigt worden und sollten den Russen bei St. Pölten aufhalten. Auf dem Transport dorthin bekam ich Diphtherie, bin dadurch um den Fronteinsatz herum gekommen. Von meiner Gruppe ist außer mir, der ich bis Kriegsende im Lazarett lag, nur ein einziger unverwundet heraus gekommen. Nur eine halbe Stunde, bevor der Russe die Brücke über die Enns in Steyr am 8. Mai dicht machte, erreichte ich gerade noch rechtzeitig den amerikanisch besetzten Bereich. So war ich dann „entwaffneter Deutscher“ und sprang schon am 27. Mai 1945 von einem Güterzug in Rüsselsheim.

Mein Bruder, der war 4 ½ Jahre älter als ich, war schon seit 1939 bei der Feuerwehr, weil er auf diesem Wege den Eintritt in die SA umgehen konnte. Er kam nach dem Krieg quasi verlobt zurück. Nun kommen wir wieder auf meinen Vorgänger Schrötwieser zurück. Als Kreisbrandinspektor hat er in den ersten Nachkriegsjahren jedes Wochenende in den Landgemeinden mit der Feuerwehr Rüsselsheim eine Schauübungen durchgeführt; d. h. eine kleine Veranstaltung, bei der der Landbevölkerung die Leistungskraft einer größeren Feuerwehr vorgeführt worden ist. Manche der kleineren Wehren hatten ja noch Handdruckspritzen, andere immerhin Tragkraftspritzen! Die Folge davon war – und das war der Hauptzweck – die Feuerwehrleute wurden dann von Gastgeberfamilien eingeladen und bekamen dort ein warmes Mittagessen. Damit waren unsere Familien für den Sonntagmittagstisch entlastet. Mein Bruder meinte damals, also 1945: Komm' doch mit zur Feuerwehr, dann können wir uns ja abwechseln. Da fahre ich einen Sonntag mit und den anderen gehst Du, dann kann ich auch zu meiner Braut nach Hungen fahren. So bin ich zur Feuerwehr gekommen. Seit 1945 bin ich schon dabei; meinen ersten Beitrag habe ich dann zum 1. April 1946 gezahlt.

Obwohl ich nie mehr Uniform tragen wollte, hat mich ›die Feuerwehr‹ so gepackt, weil wir als die junge Generation sehr aktiv wurden und bald sehr klare Vorstellungen davon entwickelten, wie die Feuerwehr künftig ausgerüstet und ausgebildet werden sollte.

Bis dahin war ja damals noch alles militärisch beeinflusst– marschieren, Fußübungen, links rum, rechts rum und so'nen Quatsch. Das hatten wir doch hinter uns. Die Feuerwehren sollen sich doch auf ihre Geräte konzentrieren und deren richtige Einsatzmöglichkeiten. Das war unser Anliegen. Zwischen den Älteren – ich meine den Vertretern unserer Elterngeneration, die um 1900 geboren waren und in der Kriegszeit die Führungsmannschaft gestellt hatten, und uns Jüngeren kam es deshalb bald zu Reibereien. Wir Jüngere – ich meine die, die wir Anfang Zwanzig waren und auch jene, die noch zwischen uns und unserer Elterngeneration standen

und mit uns dachten – waren doch durch unsere Kriegserfahrungen geprägt und vertraten eine ›fortschrittlichen Denke‹. So kam es 1955 schließlich mit dem Vorstand zur Nagelprobe, die in der Aussage der ›Elterngeneration‹ gipfelte »Entweder die Jungen oder die Alten«. Da kann eine Altersmannschaft nie gewinnen. So wurde ich in Rüsselsheim zum Ortsbrandmeister gewählt; dabei riet uns der Bürgermeister, Nägel mit Köpfen bei der Feuerwehr und aus der Feuerwehr zu machen. Natürlich gab es eine gewisse Abspaltung älterer Kameraden, die die Jungen nicht mehr unterstützen wollten, aber es gab erfreulicherweise auch noch genügend Ältere aus dieser Generation, die gesagt hat: »Jawohl, wir bleiben dabei und wir helfen Euch!«

RS:

Im Beitrag der HFZ lesen wir, dass eine Ursache für die Ausrufung dieses ersten Katastrophen-Lehrgangs Hochwasserkatastrophen in Nordhessen gewesen sei. Die gab es aber doch auch in Ihrem Einflussbereich?

Stein:

Ja, natürlich. Wir liegen ja in der Mainspitze, dem Mündungsgebiet des Mains in den Rhein, und wenn auf dem Rhein eine Hochwasserwelle kommt, dann kommt eine auch in der Regel auf dem Main. Also das ist letzten Endes nichts Neues für uns gewesen. Trotzdem bekam ich wichtige Hinweise, wie man z. B., wie hier auf dem Bild zu sehen, mit einem Schlauchboot unter Ausnutzung der Strömungskraft eine provisorische Fähre einrichten kann und zwar ohne Motorantrieb; d. h. man arbeitet nur mit dem Strömungsdruck des fließenden Wassers. Ich habe im letzten Jahr in Wörlitz bei einem Ausflug zur Elbe die letzte echte, nach diesem Prinzip der Strömungsbeförderung arbeitende Kraftfahrzeugfähre gesehen. Die hat mich natürlich sehr interessiert, da ich das Prinzip noch aus diesem Katastrophen-Lehrgang her kannte.

Durch meine Ausbildung zum Fliegeroffizier – ich wollte schon als kleiner Junge fliegen, das war mir viel wichtiger als Motorrad oder Auto – waren natürlich auch meine Führungseigenschaften geschult worden. Deshalb hatte ich ja auch in der damaligen Vorstandszusammensetzung Vieles nicht nachvollziehen können. Herrn Schrötwieser will ich da ausdrücklich ausklammern, das war ein klasse Mann mit klaren Vorstellungen, aber der war natürlich auch von seinem Umfeld abhängig. Heute hat sich ja Gott sei Dank vieles verändert. Wir mussten doch um alles mit der Verwaltung hart ringen! Wollt ihr schon wieder neues Spielzeug (Fahrzeug, Geräte)? Oder: Ihr seid doch freiwillig (personelle Ausrüstungen), Reparaturen macht unser Bauhof (Pumpen o. ä.). Bei der Anschaffung der neuen Rundumkennleuchten z. B. musste ich noch um die Zweite für die Drehleiter bei meinem Dezernenten über die Notwendigkeit diskutieren. Auf dieser Denkstufe lief das damals ab! Andererseits stand unser kriegsbewährtes LF 15 mehrmals in Frankfurt bei der Magirus-Niederlassung; einmal sogar 9 Monate (Ersatzteilmangel). Das führte uns zu anderen Fabrikaten. Man kann aus heutiger Sicht die Verhältnisse kaum mehr nachvollziehen.

RS:

Wie war die Uniformierung damals, kurz nach der Rückkehr aus dem 2. Weltkrieg und was hatte sich in der Zeit bis zum ersten Katastrophen-Lehrgang 1957 getan?

Stein:

Ich kann nicht sagen nichts, aber es hatte sich nicht viel getan, weil die Leute alle damit beschäftigt waren, ihre Kriegsschäden, Kriegsfolgen moralischer, menschlicher Art

aufzuarbeiten. Auch für die Feuerwehr war zuerst die Frage, was hat die Kriegseinsätze überstanden, was ist noch an Reserve einsatzbereit? Wir mussten wie die Bevölkerung – ich will nicht sagen bei Null anfangen – aber es war stets Behelfsnotstand. Das ging allen so. Die vielen total Ausgebombten und Fliegergeschädigten, dazu gab es die Millionen Flüchtlinge, die sich z. T. hier einordneten, die aufgenommen werden mussten, die sich – wie man heute sagen würde – eingliedern, integrieren mussten. Zu Essen gab es kaum etwas (2 Pfund Brot/Woche und Kopf), nur Zuteilungen für Lebensmittel für 1000 kcal/Tag), Schlangestehen wenn die Kartoffel-Zuteilungen o. a. ausgegeben wurden. Unsere Fahrzeuge, ein LF 15 (Bj.1939), ein LF 15 und ein LF/TSA 8 (Beide Bj. 1942 mit Hartfaserplatten-Aufbau) waren auch in den Fahrgestellen stark überbeansprucht worden (Fahrten über Trümmerübersäten Straßen). Manchmal mussten wir die Fahrzeuge manuell anschieben, weil sie nicht anspringen wollten. Als die Währungsreform 1948 kam und Bauern wie Geschäfte wieder ihre Keller öffneten, ging es uns Nichtlandwirten schnell besser, denn die D-Mark schob den Markt an. Die erste größere Anschaffung war zu unserem Jubiläum 1949 eine Drehleiter DL 23-2; wegen der schlechten Erfahrungen mit der MAGIRUS-Niederlassung auf OPEL-Fahrgestell 3,6 t und Metz-Leiteraufbau. Bis 1957 ging es dann auch mit den persönlichen Ausrüstungen langsam aufwärts. Vorrang aber hatte stets der gerätetechnische Nachrüstbedarf. Besonders organisatorische Mängel taten weh. Die Sirenen-Alarmierung beispielsweise: Die Polizeistation für Rüsselsheim war im Gärtnerhaus der Opelvillen mit 2 Mann nachts besetzt. Wenn einer auf Streife unterwegs war und zeitgleich ein Brand gemeldet wurde, durfte der auf Wache die Station nicht verlassen. Die Sirenensteuerung war aber an der katholischen Kirche mindestens 300 m entfernt (Fußmarsch ggf. Fahrradweg). Die vielen Waldbrände in unseren ausgedehnten Wäldern um Rüsselsheim hielten uns sehr oft auf Trab. Die Feuerpatschen, Schaufeln, Rucksackspritzen der ersten Beschaffungsaktionen waren völlig unzureichend – auch stark kräftezehrend. 1955 bekamen wir endlich ein TLF 15, aber leider ohne Allradantrieb. Wir blieben in unseren Sand-Waldböden mehrmals stecken. Besonders ungenügend waren die Möglichkeiten der Ausbildung in Theorie und Praxis. Es war stets unzureichender Behelf. Deshalb war ja auch bei uns der Bruch, den wir 1955 in Rüsselsheim erlebt haben, der Bruch zwischen dem, was war und immer gelaufen ist und dem, was laufen sollte. Das hat viel Kraft gekostet, hat auch manchem von den Älteren den Austritt aus der Feuerwehr erleichtert, aber vor allen Dingen viele Junge heran geführt.

RS:

Wenn ich hier nochmals einhaken darf. Nach meinen bisherigen Erfahrungen aus der Befragung zahlreicher älterer Kameraden haben viele von diesen nach dem Krieg gesagt: »Ich ziehe nie mehr eine Uniform an.« ...

Stein:

...Das war meine Meinung auch ...

RS:

... trotzdem haben Sie als Neuling dann doch den Weg in eine Wehr gefunden.

Stein:

Der Vorstand dieser ersten Nachkriegsfeuerwehr, das waren noch die Männer meiner Elterngeneration, die um 1900 geboren waren. Die waren im Rahmen des Bombenkrieges zu Feuerwehrkriegseinsätzen bis nach Mannheim alarmiert worden, haben dabei auch durch Gebäudeeinsturz zwei Feuerwehrkameraden verloren und hatten ihre Erfahrungen in diesen

schwierigen Jahren unter ärgsten und schlimmsten Entbehrungen gemacht. Das soll hier auch einmal ausdrücklich erwähnt sein.

Mangels Gelder in den Stadtkassen, mangels zur Verfügung stehender Materialien und nicht mangels feuerwehrtechnischer Kenntnisse waren denen Zukunftsvisionen abhanden gekommen. Bei uns als Heimkehrern als jungen aufbauwilligen Leuten sah dies anders aus.

Die Neustrukturierung und Ausrüstung der Wehren musste ja im Zuge des allgemeinen Wiederaufbaus mitlaufen. Es gab ja noch keine Kunststoffe, keine Chemie im heutigen Sinne, keine friedliche Nutzung der Atomkraft, die Entdeckung der Möglichkeit zur Kernspaltung durch Otto Hahn lag 1947 keine 10 Jahre zurück. Aber irgendwie hatten wir Jungen das Bedürfnis, uns darauf vorzubereiten.

RS:

Verstehe ich Sie richtig, wenn man zusammen fassen könnte: »Man war durch die Kriegserfahrung geschult, mit Katastrophen umzugehen, aber eher auf einer lokal bis regional aber kaum überregionaler Ebene«?

Stein: Ja

RS:

Wie war dann die Weiterentwicklung nach jenem ersten Lehrgang. Sie hatten gelernt aus einfachen Materialien Behelfsflöße zu bauen, Schlauchbootfahren nach dem Prinzip des Strömungsantriebs zu errichten, seemännische Knoten und Stiche; Sie haben Ihren Kameraden von diesem Lehrgang berichtet.

Stein:

Zurückkommend auf die Hochwasserproblematik inklusive der Kontrolle der Deiche, der Befüllung von Sandsäcken (obwohl es keine gab, wir haben einfach Futtersäcke, Rübensäcke, Kartoffelsäcke genommen) natürlich noch von Hand mit der Schaufel, gab es ja kaum professionelle Hilfsmittel. Aber es gab den Grundgedanken: »Es muss auch besser gehen!« Und deswegen komme ich darauf, weil wir wenige Monate vorher diese für damalige Verhältnisse Riesenübung im Rüsselsheimer Wald gemacht haben.

Hintergrund war ein angenommener Chemieunfall, bei dem Personen, Gebäude und Fahrzeuge dekontaminiert werden mussten. Da habe ich noch acht Bilder von dieser Übung, die kann ich Ihnen gerne mitgeben. Die Firma Goldschmidt von Essen, ein Chemieunternehmen, hat natürlich auch in Eigenwerbung die zur Entgiftung erforderlichen Chemikalien zur Verfügung geliefert.

Vom Kriegseinsatz her hatten wir, die FF Rüsselsheim, 600 m Perrot-Rohre, diese starren Schnellkupplungsrohre mit 108 mm Durchmesser; die hielten wir für Katastrophenfälle immer in Reserve. Damit haben wir die Wasserversorgung aufgebaut in der Annahme, die städtischen Wasserwerke seien kaputt. Da war dann also schon so etwas wie eine Vision in den Köpfen der Leute, die die Übung konzipiert hatten. Dies lag nicht in unserer Regie, wir waren da nur ein eingebundener Fachdienst unter mehreren (DRK, Werkfeuerwehr Opel, usw.). Auch vom Technischen Hilfswerk, das auch erst im Entstehen war, waren Beobachter da.

Die Älteren haben das THW als Konkurrent empfunden, was es zu Anfang ja auch war. Die sollten ja die Feuerwehr ergänzen und dann sind auch Pendelbewegungen vom Personal her (sind welche rüber, welche zu uns gekommen usw.) geschehen. Es hat sich erst in den Jahren darauf heraus kristallisiert, dass dies eine ganz andere Aufgabenstellung – Pionierarbeit - ist,

während wir die Feuerwehraufgabe hatten. Da gibt es heute keine Konkurrenzneid-Situation mehr. Da ist heute alles bestens am Laufen. Wir haben – sagen wir mal – damals die Grundsteine mit gelegt.

RS:

Also können wir sagen, dass von Übungen dieser Art und diesem ersten Lehrgang 1957 schon eine Signalwirkung ausging?

Stein:

Ja – natürlich ging die aus. Das sehen Sie auch aus dem Teilnehmerkreis. Das auf dem Foto sind ja Teilnehmer, die alle schon irgendwie mit Hochwasser zu tun hatten: Medicus-Gernsheim am Rhein oder diese aus Eschwege, Philippsthal, Karlshafen; das sind alles Wasseranlieger oder weitgehend Wasseranlieger. Wenn's auch teilweise keine großen Flüsse waren, aber auch kleine können Schaden anrichten. Man braucht ja nur als Beispiel den Namen Mulde zu nennen.

RS:

Blicken wir nochmals zurück: Wenige Tage vor Ihrem 19. Geburtstag kehrten Sie aus dem Krieg nach Hause zurück.

Stein:

Ich kam nach Hause und war allein, Mutter in Klinik unheilbar krank, Vater in Gefangenschaft, Bruder im Osten ohne Nachricht. Ich wollte meine alten Zivilklamotten anziehen und musste feststellen, es passte mir nichts mehr. Tagelang bin ich noch mit meiner Luftwaffenuniform herum gelaufen, natürlich ohne Rangabzeichen und all' das, was abzumachen war, aber ich hatte wenigstens etwas anzuziehen. Da hat mir mal einer vom Zug aus zugerufen: Kannst Dich wohl gar nicht davon trennen? Da ist mir klar geworden, dass ich trotzdem ja immer noch in Uniform rum laufe. Da habe ich dann im Kleiderschrank meines älteren Bruders geguckt und der hatte zwei Anzüge. Da habe ich mir erlaubt, einen davon anzuziehen. Als der drei Wochen später heim kam, wollte er erst ›Theater machen‹, aber dann hat er eingesehen, dass ich irgendetwas anziehen musste, da haben wir uns die beiden Anzüge löblich geteilt. Je nach dem, was anstand, hat einer den besseren und der andere den schlechteren angezogen und so kamen wir über diese Hürde hinweg. Das war eine Erfahrung, die uns mit geprägt hat.

Unser Vater ist 1945 am 13. März noch eingezogen worden, am 23. März waren die Amerikaner hier in Rüsselsheim, er hätte also nur 10 Tage auszuhalten brauchen und wurde so noch Kriegsgefangener in Le Havre und kam erst Mitte 1946 nach Hause.

RS:

Wie war nochmals die Ausrüstung bei den Feuerwehren?

Stein:

Über den Zugang zur Feuerwehr habe ich ja schon berichtet. Die Ausrüstung bei der Feuerwehr war letzten Endes so, dass wir zwar über eine Uniformjacke verfügten, auch über einen Gurt – den Feuerwehrgurt und über einen Luftschutzhelm. Sofern vorhanden, gab es noch einige Militärstiefel. Alles andere waren Zivilkleider. Die Restbestände an Uniformjacken mit roten Kragenspiegeln und Biesen waren auch „Festanzug“ bei

Feuerwehrfesten. Als Fahnenträger hat man sich eine Breecheshose geliehen, so eine Art Reiterhose mit ausgestellten ›Flügeln‹ im Bereich der Oberschenkel, der Rest verschwand in den Stiefeln, sofern man welche hatte. Da hat man dann gekuckt, wer in der Verwandtschaft kann mir so etwas mal leihen – so war das. Aber wenn wir Einsätze hatten, so steckten wir bis auf das Genannte in den Privat-Klamotten. Danach haben wir auch dem entsprechend nach Brandstelle gestunken.

Als ich später verheiratet war und hatte die Wehrführung, hatten wir mal ein Jahr lang einen Brandstifter in unseren Reihen; dadurch hatten wir in diesem Jahr über 40 Brandeinsätze im Sommer (der hatte nicht nur Strohmieten, Scheunen angezündet und, und, und); dann kamen die Klamotten überhaupt nicht mehr in die Wohnung. Wir hatten hinten im Hof einen Holzschuppen, da hingen wir die geräucherten Klamotten rein, denn meine Frau hatte ja gar nicht die Möglichkeit, diese zeitnah zu waschen. Heute steckt man die einfach in die Waschmaschine und eine halbe Stunde später ist alles wieder sauber. Damals war alle zwei Wochen Washtag; die Wäsche im Waschkessel im Keller gekocht, nachher geschrubbt und gestampft, mehrmals gespült und ausgewrungen, ab damit auf die Leine im Hof. Meine Frau hatte den ganzen Arbeitstag gebraucht, um wenigstens das Notwendigste für die Familie wieder sauber zu kriegen.

Eine einheitliche Uniformierung setzte sich schrittweise durch, je nach dem, was das Budget gerade hergab. Da wurden eben mal einige Hosen angeschafft usw. Dazu habe ich von unserem bisherigen längjährigen Lieferanten in Wiesbaden zugunsten eines Anbieters in Offenbach gewechselt; der hatte auch einen etwas modischeren Schnitt der Hosen. Die Jacken wurden später, als ich schon Wehrführer war, in einer größeren Aktion getauscht.

RS:

Wir kennen die gesetzliche Regelung, dass der Bund zuständig ist für den Katastrophenschutz im Verteidigungsfall (Ziviler Bevölkerungsschutz) und den Ländern der friedensmäßige Katastrophenschutz obliegt. Aus den mir bisher vorliegenden Informationen erwächst unter Vorbehalt der Eindruck, dass dies in der Praxis nie so ganz sauber getrennt war. Wie beurteilen Sie diese Frage?

Stein:

Tja, das war vielleicht im Anfang, als das THW als Bundesanstalt gegründet wurde, eine Art Konkurrenzangst, denn bisher war es immer so, dass die Feuerwehr alles beherrscht hat. Feuerwehr war das ›Mädchen für Alles!‹ Nun kommt da eine Organisation, die einen Teil dieser Aufgaben, so glaubte man vielleicht, diese für sich in Anspruch nimmt. Das ist ein ganz normaler Vorgang. Da gibt es Rivalitäten und da muss sich, wie bei einem gärenden Wein, der Satz vom guten Wein trennen und so ist es auch hier geschehen. THW und Feuerwehr sind heute und nicht nur heute, sondern schon lange nicht nur getrennte Schuhe, aber sie sind Paar, das zusammen läuft. Denn die Katastrophen sind heute nicht mehr zu trennen nach Hochwasser und Flugzeugabsturz; es gibt Erdbeben, atomare Gefahren u.v.a., die beherrscht werden müssen. Damals lief ja auch einer der ersten Strahlenschutzlehrgänge in Bonn-Bad Godesberg, den ich mit gemacht habe. Da war gerade der Atombunker für die Bundesregierung im Bau. Dort haben wir erstmals gehört, welche Kräfte in den Atombomben stecken, dass wenn z. B. eine Atombombe auf Köln fallen würde, der Rhein auf zwei Kilometern Länge völlig wasserfrei wäre. (Wasserstoffbomben gab es damals noch nicht.) Dies hat uns erst die Dimensionen klar gemacht. Deswegen hatte ich persönlich nie das Empfinden, dass das THW uns die Arbeit wegnehmen würde oder gar Konkurrent wäre. Denn solche Ereignisse kann eine Organisation alleine überhaupt nicht bewältigen. Da müssen ganze Verbände und Verbandsgruppen zusammenarbeiten.



Und das hat sich ja im Verlauf der 40, 50 Jahre, die seither vergangen sind, immer wieder bestätigt, wo die Schwerpunkte des einen und die des anderen liegen.

RS:

Wie erinnern Sie die Einbindung der Wehren in den Luftschutz- und Hilfsdienst?

Stein:

Daran habe ich keine markanten Erinnerungen, da ich 1960 die Wehrführung an meinen Nachfolger Hermann Gütlich abgegeben habe. Meine neue hauptberufliche Aufgabe als Kunden-Berater für Brand- und Explosionsschutz für die Industriekunden der Allianz-Versicherung mit zusätzlichen Aufgaben und Aktivitäten im VDE, VDI, HIK, KTA (Brandschutz in Kernkraftwerken) und andere Arbeitsgremien führte mich durch die ganze Bundesrepublik, so dass ich zwar meiner Feuerwehr mit ihren Kameraden stets verbunden blieb, aber leider keine Möglichkeit für ein aktives Engagement mehr hatte.

RS:

Herr Stein, wir danken für dieses Gespräch.